

Halle'sches Tageblatt.



Ercheint täglich Nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Amliches Verordnungsblatt für die Stadt Halle.

Insertionspreis für die fünfgehaltene Corrus-Feile oder deren Raum 12 Bg.

Reclamen vor dem Tagesanfang der drei-gehaltene Bretteile oder deren Raum 30 Bg.

Abonnementspreis Vierteljährlich für Halle und durch die Post bezogen 2 Mark.

Im Selbstverlage des Magistrats der Stadt Halle.

Nr. 143.

Sonnabend, den 22. Juni 1889.

90. Jahrgang.

Politische Nachrichten.

* Aussehen macht ein den Hamburger Nachrichten von beiderer Seite zur Veröffentlichung zugegangener Berliner Artikel, welcher sich gegen die jüngste Kriegsstreibe rei der offiziellen Blätter wendet. Durch eigenhändige Verhältnisse sei eine Lage in der Presse eingetreten, daß man an verantwortlicher Stelle bisweilen kaum noch feststellen kann, wie dies und jenes in Zeitungen gelangt, die, wenn sie überhaupt ein Interesse an diesen Dingen haben könnten, es für ihre patriotische Pflicht ansehen müßten, zu schweigen. Jedenfalls -- heißt es weiter, sei es erklärlich, wenn auf Grund solcher lebhafte Vorkörpungen die Gerichte über politisch-militärische Unternehmungen nicht verurtheilen wollen. Ob diese nun gelegentlich werden oder nicht, jedenfalls sind sie vorhanden und an ihrem Widerspruch mit der Staatspolitik in Bezug auf die Vorgänge in Ausland seit Jahren kennlich. Diese Staatspolitik bemüht sich, alles zu vermeiden, was unsere Nachbarn reizen und den Zusammenstoß beschleunigen könnte, weil sie sich der Tragweite eines solchen nicht nur bewußt ist, sondern auch ihrer eigenen Verantwortung. Diese „Nebenpolitik“ hingegen trägt alles zusammen, was reize, Unruhe erzeugt und Handel und Wandel lähmt. Das führt zu der Ansicht, daß man an gewisser Stelle den Krieg will, den die Staatspolitik vermeiden sehen möchte. -- Schließlich heißt es in dem Artikel: Jedenfalls muß mit aller Energie der Auffassung entgegengetreten werden, als ob ein Grund zur Kriegsfurcht vorhanden sei. Das ist nicht der Fall. Im Gegentheil dürfte richtig sein, daß ein Krieg Auslands gegen die Friedensmächte mit Frankreich auf der anderen Seite ziemlich aussichtslos ist und daß die Erkenntnis hiervon an den betreffenden Stellen thätigst abzuwarten.

In diesem Sinne spricht sich auch das Wiener Tageblatt aus, welches aus absolut zuverlässiger Quelle erzählen haben will, der deutsche Kaiser sei vor Kurzem durch eine Denkschrift des Generalstabes über die russischen Kämpfungen in höchster Aufregung versetzt worden. Diese Denkschrift gipfelte in dem Schlusse, Auslands Kämpfungen, speziell an der deutschen Grenze, hätten ohnehin einen beratigen Umfang angenommen, daß die deutsche Reichsregierung sich kaum noch lange der Nothwendigkeit werde entziehen können, an das Petersburger Kabinett eine Anfrage zu richten, was es eigentlich mit diesen, einer Mobilisierung gleich zu achtenden Kämpfungen bezwecke. In

zwischen habe Fürst Bismarck den Kaiser überzeugt, daß eine unmittelbare Gefahr nicht drohe.

Auch die „Nationalzeitung“ bespricht heute die „jüngste Alarmirung“ und trägt das Schreiben der offiziellen Presse. Derselbe schreibt u. a.:

Man kann nicht zu oft den Unterschied betonen, der zwischen einer gewissen Würdigung der seit Jahren andauernden kritischen Lage Europas und der Mitwirkung bei Augenblicks-Aktionen, wie die in Rede stehende, ist. Wer nicht taub und blind ist, weiß, und zwar aus zuverlässigeren Quellen, als die ganz- als- und unvollständigen Korrespondenzen, daß nur die Wahrscheinlichkeit des drohenden Frankreich und Ausland von der Berücksichtigung eines großen Krieges abhängt, und daß in einer solchen Lage mit der Gefahr eines Kriegsausbruchs immer gerechnet werden muß. Niemand kann die Zukünftigen vorhersehen, welche unter solchen Verhältnissen überhaupt eine Sachfrage herbeiführen vermögen. Aber weil diese Lage der Dinge jedem klar ist, der sich überhaupt um die Weltverhältnisse kümmert, deshalb ist es überflüssig, alle drei oder sechs Monate bei irgend einem Anlaß über die Welt eine Anzahl nachgerade heretotyper alarmistischer Redensarten auszusprechen, die, wenn man näher zuseht, doch nichts Anderes bedeuten, als man seit Jahren von der europäischen Lage weiß. Jede Veränderung derselben, sei sie auch wenig bedeutend -- z. B. das jüngste Anmachen des russischen Einflusses in Serbien -- wird auch ohne derartige lärmende Redensarten von der Presse gewürdigt.

Ganz analog verhält es sich bezüglich des besonderen Anlasses auf den solche Alarmirungen gewöhnlich ausgeht: des Besizes russischer Kaspere. Jeder Deutscher, der bei der Anlage seines Vermögens vorzüglich verfährt, muß seit Jahren in der allgemeinen europäischen Lage, in den tatsächlichen Entwicklungen der Presse über die Möglichkeit eines deutsch-russischen Krieges die Mahnung erblickt haben, sich des etwaigen Besizes an russischen Kaspere zu enthalten. Aber wer dies aus irgend welchen Gründen nicht für geboten erachtet hat, der wird auch schwerlich durch die politischen Beziehungen irgend einer sich offiziell gebendenden Korrespondenz bewegen werden, die ihre ausübende Kenntnis des behandelten Gegenstandes beipfeiselt -- wie es jetzt geschieht -- durch die Versicherung darüber, im Falle eines Krieges werde Ausland an seine deutschen Güter keine Hüfen bestehen. Es ist möglich, daß Ausland im Kräfte überhand nehmen sollen, was eine Eventualität, mit welcher jeder vorichtige Mann rechnen sollte. Doch das Argument von der Nichtzahlung speziell an die deutschen Gläubiger ist bedeutungslos; jeder verleiht weiß, daß er die Coupons zur Einlösung auch Polland oder England würde reichen können und man ihnen nicht anzuweisen vermag, ob sie aus deutschen Besitz kommen. Vorhaltungen von solchem Kaliber mögen denen imponieren, die überhaupt keine und darüber auch keine russischen Staatspapiere kennen; die Besitzer solcher verhehlen die Sache besser. Aber während derartige Schreier die beachtliche Meinung vertreten, daß der gewöhnliche Mann zu welchem sie gehören, eine andere, und zwar schäbliche Wirkung. Man wendet bei allen derartigen Gelegenheiten zunächst von dem Einfluß auf die Börse, weil er täglich vom Courszettel abzulesen ist. Ungleich schlimmer, als diese Wirkung, um die

sich, wer kein Börsenbesitzer ist, nicht zu kümmern braucht, ist die Beurteilung des gesamten Wirtschaftslagens, obgleich diese nicht so deutlich zu Tage tritt. Sie vor allem ist es, welche die Forderung rechtfertigt, daß seitens der Regierung dem System der periodischen Alarmirung ein Ende gemacht würde. Allerdings vollzieht sich bereits seit einiger Zeit eine gewisse Selbsthilfe dagegen, indem man verhältnismäßig unempfindlich wider derartige Press-Campagnen wird; aber durchgehend kann die Bescheid nicht sein und es ist wohl auch nicht wünschenswert, daß man sich gewöhnt, den Sandgebirgen, welche mit dem Anbruch auftreten, die Ansicht der Regierung zu enthalten, den Glauben zu verlagern. Dies wird aber immer stärker der Fall sein, wenn der Anarchie unseres öffentlichen Verkehrs nur ein Ende gemacht wird; und nur dadurch kann auch verhindert werden, daß Streikbeur in der Uniform desselben ihr Wesen treiben. Wie weit das der Fall, war gerade diesmal besonders schwer zu untercheiden. Die Meinung, daß für die bis zumaligen Zwecke der auswärtigen Politik das bisherige Verfahren notwendig sei, scheint uns eine Unterschätzung ihrer Leistung zu enthalten; sie wird nicht um einen Erfolg für Hilfsmittel verlegen sein, die während sie in eigenen Hände schaden, nach außen keine große Wirkung thun können, da sie sich immer rascher abmehren.

Der englische Unterstaatssekretär in Auswärtigen Amte, Jergunson, hielt am Mittwoch bei einem congressional Festmahle eine Rede, worin er sich bejahend über die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens äußerte. Die Regierung, sagte er, habe Grund für die Hoffnung, daß das Jahr 1889 ebenso friedlich verlaufen werde, wie es begonnen hat. Die friedliche Verfassung gilt leider bios für den Rest dieses Jahres, aber wir haben uns daran gewöhnen müssen in Bezug auf unsere Friedensverpflichtungen von der Hand in den Mund zu leben. Das geht nun seit zwei Jahrzehnten so und es wird wohl auch geraume Zeit noch so bleiben.

* Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ führt an leitender Stelle aus, daß die Schweiz das Privilegium der Neutralität in dem Falle Wohlgegnung gemißtraucht habe. Wenn, sagt die „Norddeutsche“, im deutschen Reiche denjenigen Bestrebungen, welche auf der Umformung der öffentlichen Ordnung in Ausland gerichtet sind, öffentliche Unterstützung geboten würde, wie sie deutsche Umformbewegungen in der Schweiz finden, wenn Republikanern und Revolutionären, Gewerkschaften und politischen Wörder in Breslau, Polen und Königsberg dieselbe Pflege fänden, welche die Schweiz den deutschen Umformern und ihren Umtrieben angedeihen läßt, wenn russische Beamte, welche sich über das Treiben solcher Revolutionäre in Deutschland würden informieren wollen, mit List hintergelockt, eingesperrt und wie Verbrecher behandelt würden, so ist

17] Verschlungene Pfade.

Roman von Max Hochberg.

„Ein lieber Mensch, dieser Werner“, äußerte er, nachdem der Vater gegangen, „nur ein bißchen zu viel Kleinlichkeit und persönliche Eitelkeit! Fändest Du nicht auch?“

„Ja“, machte Leonore achselzuckend.

„Er lag sie sogar an undachte dann kurz auf, weil es ihr verdrieß, daß sie ihn keine direkte Bekleidung seines Ansehens gab. „Das mache er einem Andern weiß, er stoße ein reiches Mädchen ihres Geldes wegen von sich?“

„Leonore schweig, um ihn nicht zu widersprechen.“

„Aber ich, schon mehr die reine Heuschel“, erwiderte er sich. „Ihr Schweigen gab den Ausschlag, denn es dünkte ihm eine offene Partheimeine für Werner und eine stimmige Verurteilung seiner Meinung. „Zuht, als löhne er die Wita haben“, span er das Thema hartnäckig weiter, „und nähme sie der Dundertauend halber nicht! Möchte wissen, woher er den Haß auf den Reichthum hat! Klingt beinahe, als habe ihm Euer mit Geld die Viehste vor der Nase weggeschmitten.“ Ein durch einen schmerzenden Stich hervorgerufener zorniger Zuschnitt beträufelte seinen Ausbruch.

„Dies verdamnte Rheuma!“ züchte er durch die Zähne. „Bist wohl nicht in der Hölle, oder willst Du nicht antworten, Leonore?“

„Sie hatte sich am Blumentisch zu schaffen gemacht und einige weiße Blätter von den Pflanzen abgestreift. Sie wandte ihm den Kopf zu und blickte ihn voll und fest an. „Worauf hast du antworten sollen?“

„Natürlich“, erbot er sich mit bitterem Lachen, „ich spreche für die Luft, für wen denn sonst! Siehst ja mit einem Mal so roth aus!“

„Ich blicke mich über die Blumen“, entgegnete sie mit heftigerer Gelassenheit.

„So will ich Dich in Deiner Beschäftigung nicht länger stören!“

Die Zimmerthür fiel krachend hinter ihm ins Schloß, die nächste desgleichen, die nach seinem Arbeitszimmer führte.

Mit einem stütenden „Aber Ludwig“ hatte Leonore das Zimmer durchbleit, dann hielt sie vor der geschlossenen Thür an, sich Wort für Wort des Gesprächs zurückzufend.

Sie wurde in ihrem Entschluß, ihm nachzugehen, schwant ab und schüttelte plötzlich energisch den Kopf. Weit finster gegangenen Brauen und selbtschloffenen Lippen verließ sie den Salon.

Der Frühling war dies Jahr sehr spät gekommen, aber nun drängte sich auch an Wind und Baum das knospende Grün mit Macht hervor. Die Luft war weich und lau, der Himmel klar, und warmer Sonnenschein lodte in die erwachende Natur hinaus. Leonore stand am Fenster und schaute trübe und stumpf in das verheißene Werden, von dem der Grasblum am Boden predigte und die kleinen Sängere jubelnd verstanden.

„Traur!“ rief er wenig in den Sängen der Anlagen, „such Dir Weichen und Himeln! Bist ohnehin zu viel an meinen Kerker gekesselt worden“, forderte Streßlen seine Frau auf. Er lag im Jaghuhst, ein Kissen im Rücken, den unteren Körper in wollene Decken geschlagen. „Bist schon ganz blaß geworden von dem ewigen Stubenhocken! Hoffentlich kann ich auch bald hinaus“, murmelte er großend, „obwohl der Doktor noch nichts davon hören will!“

Ich hatte ja auch noch nicht aufsehen sollen! Nur einige Tage warmes Wetter, wie die letzten, und ich lehre mich den Teufel an seine Worte und bin draußen, das heißt, ich lasse mich auf ein paar Mittagsstunden hinaus fahren!“

„Habe doch Geduld, Du wirst bald ganz hergestellt sein“, sprach ihm Leonore tröstend zu. „Der Geheimrath ist nur delot, er will Dich vor einem Mißfall bewahren.“

Der eine Nachmittag ließ drauß an bei der häßlichen Witterung in den ungeheizten Räumen hat Dir den Gelentheumatismus gebracht. Wir wollen lieber aus Vorlicht eine halbe Woche für den Stubenarrest zugeben! -- Vielleicht macht es Dir Spaß, Atlas Brief zu lesen? Ich gebe und pflichte Dir unterdessen einen Weichenrath.“

Der Oberst nahm dankend den Brief in Empfang. Gehulig folgte sein Blick der schlanken, jugendlichen Gestalt, die elastischen Schrittes aus dem Zimmer schwebte. In den letzten Wochen war sie magere geworden, fiel ihn dabei auf. Er zuckte. Die letzten Wochen hatten auch ihn verändert. Viel magere hatte er freilich nicht werden können, weil er nie fähig gewesen; aber er hatte sich mit Schreden recht gealtert gefunden, als er sich zum

ersten Mal, nachdem er das Bett verlassen, längere Zeit im Glase betrachtete. Der Doktor hatte seine Frau auf eine halbe Stunde an die Luft geschickt und da war es ihm eingefallen, sich von Franz einen Handspiegel reichen zu lassen. Ob er wohl seine vorherige Frische zurücklangeln würde? Er wollte den Brief lesen und nicht länger grübeln, gebessert wurde dadurch doch nichts!

„Du handelst recht unfreundlich“, las er halbblau, „es ist geradezu barbarisch gausam von Dir, mir keinen Brief an Pauline befördern zu wollen. Du bist ein Kieselherz, Leonie, kannst Du mir denn absolut nichts zu Liebe thun?“ Der Oberst legte das Schreiben auf die Decke nieder. „Nun soll mich noch Einer glauben machen, sie liebt den Malen nicht! Das schwärmt in allen Tonarten von ihm. Wenn das keine Liebe ist, ist Feuer Wasser und Wasser Feuer!“

Sein Monolog wurde durch die Meldung des Dieners unterbrochen, Herr von Götz lasse anfragen, ob er sich persönlich von dem Befehlsbefinden des Herrn Oberst überzeugen dürfe.

„Gewiß, sehr angenehm, ich lasse bitten!“

Götz trat ein. Nach rascher, herzlicher Begrüßung rollte er sich einen Sessel an Streßlens Fußhühst heran. Der kleine Lieutenant war in den schlechten Tagen ein lieber, gernegelegener Gast im Hause des Obersten geworden. Er hatte ihm durch seine Geselligkeit über manche böse, langweilige Stunde hinweggeholfen.

„Das ist schön von Ihnen, daß Sie heute schon so früh kommen“, freute sich Streßlen. „Sie sind wie geschaffen, uns mit Ihrer munteren Laune die quersüßige Kleine zu erlegen. Werde gleich Franz schicken, meine Frau im Garten ausfindig zu machen und herein zu bitten, damit sie auch von Ihrer Anwesenheit profitirt; sie ist merkwillich still geworden seit Atlas Alerie.“

„Nein, Herr Oberst“, bat Götz, „lassen Sie meinewegen die gnädige Frau nicht vom Spaziergang abrufen! Werde mit Ihrer gültigen Erlaubnis nachher das Bergnügen machen, Sie draußen aufzuhalten. Das gnädige Fräulein hat wieder geschrieben?“

„ermundigte er sich, auf die äußerste Stuhlante vorredend, mit langem Galle. „Sie ist hoffentlich bei guter Gesundheit?“

„Bei guter Gesundheit und schlechter Laune“, gab der Oberst in seiner ehelichen Weise Auskunft. „Möchte gern

nicht zu bezweifeln, daß zwischen Deutschland und Rußland der Krieg längst ausgebrochen wäre, und kein Unparteilicher würde die Schuld an dem Ausbruch zur Last legen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt offiziell: Die von Deutschland und Rußland am 13. d. Mts. in Bern gelassenen Schritte sind von dem dortigen österreichisch-ungarischen Gesandten amtlich unterfertigt worden.

* Dem „Sachs. Correspond.“ zufolge wird der Regierungspräsident von Nürnberg, Herr v. Rosen, in den nächsten Tagen mit einem jüngeren, mit den Verhältnissen des westfälischen Kohlen- und Industrie-Distriktes vertrauten und deshalb zu einer entsprechenden Geschäftsleitung befähigten Beamten erlegt werden. Das genannte Blatt bringt diesen Wechsel mit neuen Grundrissen für die Besetzung der hohen Verwaltungsstellen in Preußen in Verbindung. Unter Herrn v. Wittamer — so schreibt das offiziöse Blatt — hat das politische Moment überwogen, „insofern“ bei der Auswahl der Person wie in Bezug auf die Ansprüche, welche an die Tätigkeit der Verwaltungsbeamten gestellt wurden. Der politische Wechsel lief dem guten Verwaltungsbeamten in Preußen in den Rang ab, und die politische Lage machte sich in der Verwaltung breit auf Kosten der gründlichen und guten Sachbehandlung. Es ist nötig, so heißt es in dem offiziellen Artikel weiter, da mit dem Wittamerschen Personal aufzukommen, „wo es ohnehin abständig oder in andere Bahnen mit Erfolg nicht mehr zu leiten ist.“

* Die Jubelfeier der 800 jährigen Herrschaft des Hauses Wettin in den sächsischen Ländern hat, wie nicht anders zu erwarten war, einen glänzenden Verlauf genommen. Das sächsische Volk hat seine so oft in guten wie in bösen Tagen bezeugte Liebe und Treue zu angeklammerten Fürstentum bei dieser Feier zum jubelnden Ausdruck gebracht. Es ist für den Patrioten eine Freude zu sehen, wie sich die deutschen Fürstentümer untereinander gewissermaßen als einer Familie angehörig betrachten. So war es denn auch dem Kaiser Herzogin Elisabeth nach Dresden zu eilen und sich an den Jubelungen zu beteiligen, die seinem königlichen Freunde zu Teil wurden. In demselben Sinne wird der Kaiser mit einer Anzahl anderer deutscher Bundesfürsten an der bevorstehenden Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Karl von Württemberg Teil nehmen.

* Der Abgeordnete Bamberger hatte, wie wir kurz meldeten, vor einigen Tagen in seinem Wahlkreise Alzey-Carlsruhe eine Rede gehalten, in welcher er die Thesen des „Carlsruher Tages“ beleuchtete. Die deutschfreie Blätter brachten darüber spatienlange Berichte, während erklärterweise die Carstellblätter sofort Stellung zu den Ausführungen des Abgeordneten nahmen, wobei letzterer nicht eben glimpflich behandelt wird. Heute schreubert die „Nationalliberale Correspondenz“ ihre Feile gegen Herrn Bamberger, der nach ihrer Ansicht unter den Parlamentariern, die eine bessere Zeiten geholt, gegenwärtig den bemitleidenswertesten Anblick darbietet. Der Herzogenerger genannter Correspondenz lautet:

„Man kann es nur mit Bedauern sehen, auf welches niedrige Niveau ein früher geistvoller und patriotischer Mann in Folge von Verdünnung und unbefähigter Eitelkeit herabsinken kann. Eine solche Fülle von maßlosen Uebertreibungen, dem Gesämi, persönlichen Angriffsungen und haken Gewöhnlichkeiten hat man lange nicht bestimmen gesehen. Mit welcher Art von „Gefühl“ einen Briefwechsel mit einer Freundin entziehen, für welchen sie bei ihren Auermanden keine Gnade findet. Meine Frau sollte den Parlamentarier abgeben, läßt sich aber damit nicht ein.“

„Gib richte den Stuhl schief, doch es half ihm nichts. Trotz seiner Luchtsaugen vermochte er die traurige Handchrift nicht zu entziffern.“

„Verzeihen Sie viel mit dieser Freundin?“ forschte er, um mehr zu hören.

„Gar nicht, Herr von Götz! Die Freundin hat uns in der Friedrichtstraße einen einzigen Besuch gemacht, kurz vor meiner Entlassung!“

Der Sessel mit dem Lieutenant flog ein Stück nach rückwärts in's Zimmer hinein. Götz hatte diese Wirkung nicht beabsichtigt, sondern nur in jähem Mergel den rechten Stiefelstoß hart gegen den Boden geknallt. Er zog den Stuhl mit einer unverständlich gemauerten Entschuldigung wieder näher, hielt sich übrigens heute nicht halb so lange auf, als sonst, und war nicht halb so lustig. Der Oberst erklärte sich verdrießlich sein schnelles Aufbrechen durch die Abwesenheit seiner Frau. Wie hätte er abnen sollen, was dem kleinen Lieutenant die Stimmung verdorben? Götz hatte nie ein tieferes Interesse für Alia durchschimmern lassen. Er hatte geplant, dereinst mit der Erfüllung seiner Hoffnungen alle Welt, selbst seine besten Freunde zu überraschen. Nun waren seine Lustschlösser in nichts zusammengelungen, denn wie anders konnte der Oberst gemeint haben, als Kaiser v. Steffek, der Streylens thätigste ein einziges Mal in der Friedrichtstraße eine Visite abgeleitet hatte, wie Götz wußte. Auf den Regier. Porzellonzug gefanden, da Paul und Alia in verdächtige Male in seiner Wohnung wie im Meiler aufgeschrien, ihr aber nicht angetroffen.

Viel Zeit zum Nachdenken über das sonderbare Wesen des Lieutenants fand Streylens übrigens nicht.

Vom Feinster ihres Wohlstands über das sonderbare Wesen des Lieutenants fand Streylens übrigens nicht. Vom Feinster ihres Wohlstands über das sonderbare Wesen des Lieutenants fand Streylens übrigens nicht. Vom Feinster ihres Wohlstands über das sonderbare Wesen des Lieutenants fand Streylens übrigens nicht.

Herr Bamberger erste Dinge behandelte, was die folgende Bemerkung besagen: „Das Gebären der offiziellen Presse gegenüber der Schwelb mit ihrer erlogenen Heberei ist eine wahre Schand.“ für die deutsche Nation, eine Willkür. Uebrigens wird das Verhalten in der Schwelb diesen Sommer für vernünftige Deutsche besonders ansehend sein. Von jedem Staatsmann, den sie da treffen, können sie von vornherein sicher sein, er gehört nicht zu denen, die die von der offiziellen Presse einen häßlichen Damm vormachen lassen. Dieser Umstand wird wohl der Grund sein, weshalb Herr Bamberger nicht mehr und nicht weniger und am Ende ständen die Schwelb-Gewaltthäter noch der „Nordd. Allg. Ztg.“ eine Dankschreiben. Seine ganze Rede schenkte sich Herr Bamberger nicht mehr, aus Furcht und Mitleid der „Freil. Ztg.“ zusammenzufassen. Was dort Log für Log übergeben worden, was dann Herr Richter selbst schon büchsenhaft in seinen Agitationsreden benutzend, das bringt jetzt Herr Bamberger aus neue, oft mit zersetzten Wendungen und Ausdrücken vor. Da wird uns nichts gekostet, weder die Verherrlichung Kaiser Friedrichs auf Kosten seines Vordrängers und Nachfolgers und der Weisheit von seiner deutschfeindlichen Ueberzeugung, noch dessen. Worin und Wohlgerath. Ganz Deutschland ist für Herrn Bamberger in die tiefste Nacht der Reaktion verfallen. Die Feindzeit sind unter deutschen Geschicht: für die Demokratie (!) der Schwelb-Verfall von 1887 hat das deutsche Volk einen Damm erhalten, die in der höchsten Steuerlast, der erhöhten Steuern, die bekanntlich dem Kartell allein gar keine Mehrheit gehabt hätten, sondern nur durch die ultramontanen Freunde des Herrn Bamberger zu Stande kamen, der Verhinderung der Wahlperiode (die bekanntlich niemand mit übergewandten Gründen verheißigt hat als früher Herr Bamberger). Herr Bamberger ist ein Mann, der alles Gutes über die parlamentarische Arbeit der drei letzten Sessionen legen, aber ich weiß nichts“, sprach Herr Bamberger gegenüber einer Regalperiode, welche selbst nach deutschfeindlicher Anschauung die erheblichsten patriotischen Momente anzuhelfen half, wie sie ähnlich höchstens in den allerersten Zeiten des Reichs vorkommen. Lieber das Unablässigkeit hat er natürlich nur Spott und Tadel, er betrachtet es als die Hauptaufgabe der nächsten Wahlen, eine Mehrheit zu erzielen, welche sich antworten wird, dies unvollständige Gesetz wieder rückgängig zu machen, daran sollte jeder Kandidat verpflichtet werden. Oben keine politischen Kollegen, die in der Meinung anderer Meinung mit ihm waren, verschmähte Herr Bamberger auch nicht das Schimpfwort „Nationalbarone“: es ist natürlich auch der „Freil. Ztg.“ entliehen, aus der Herr Bamberger nicht nur seine politischen Argumente, sondern auch seine „Witze“ bezieht. Die Lage so zu stellen, ihn auch einen derartigen Schimpfwort anzuhängen; doch wir verschmähen das, und nun genug von Herrn Bamberger. Lassen wir ihn auf die ultramontanen Schlingen, die ihn in den Reichstag getragen, seinen Kampf gegen die tiefe Nacht der Reaktion fortsetzen. Im deutschen Volk finden seine Worte längst nur noch ein bedauerndes Aufsehen.“ (Bermer Bamberger)

* Das Cartell in Gefahr! Die „Nationalliberale Correspondenz“ schreibt heute: Zeitungsmeldungen zufolge haben die Conterventionen im Reichstagswahlkreis: Halberstadt-Bernigrode für die bevorstehende Erziehung jetzt einen eigenen Kandidaten in der Person des früheren Bürgermeisters Jahn in Osterwieck aufgestellt. Der Wahlkreis war ununterbrochen durch Herrn von Bernuth vertreten, gehört also zum ältesten und festesten national-liberalen Bezirk. Wenn die Conterventionen auf solchem Boden eine eigene Candidatur aufstellen, so kann man darin nur die Absicht erkennen, das Cartell für die nächsten allgemeinen Wahlen nicht wieder zu erneuern. Ob sich die conterventive Parteileitung die Tragweite dieses Vorgangs klar gemacht hat?

* London, 20. Juni. Unterstaatssekretär Ferguson erklärte, die Nachricht, Bamberg sei auf Wunsch Lord Salisbury's in einer Specialmission beim Sultan gewesen, ist ungenügend. Ferner theilte Ferguson mit, die Regierung sei mit der Prüfung des ihr von den Vereinigten Staaten für die maritime Konferenz zugegangenen Proposals anzuhaben. Sie ließ sich erligt von Minna zum Ausgehen rufen, sie ließ aber dabei an, sich über das schlecht sitzende Stuhlbein zu ärgern. Minna zog die Hälften nach noch über die Brennheere und füllte sie nachdem von Früchten auf. Die allebenig jedoch Zeit verloren und als Ernst mit vortrefflich gekochter Unbesangtheit bei Strehlen den Kopf zur Thür hinversteckte, das Anmelden hatte sie sich verheben, war ihr der kleine Lieutenant schon wieder entwichen und Strehlen befand sich allein. „Doch sie Komore nicht antreffen würde, wußte sie. Auf der Landstraße rechter Hand am Gatter des Parkes hatte sie einen Herrn stehen sehen und trotz der Entfernung in ihm den Maler erkannt. Er hatte den Arm auf das trennende Gitter gelegt und fummel den Kopf in die Hand gestützt. Die ihm eigene lässige und doch graziose Haltung hatte ihr sofort offenbart, wer es sei. Die in Part weidende Person vermochte sie wegen des Buschwerks nicht zu sehen, doch konnte es nur eine Dame sein, sonst hätte sich die Unterhaltung nicht in die Länge gezogen, und welche andere Dame hätte es sein sollen, als Komore.“

Bei Enas Gruß erglachte der Oberst blitzschnell Alia Brief und verdeckte ihn unter die Decke.

„Ganz allein, Onkel Strehlen? Mutterseelenallein?“ bemitleidete sie ihn, um dann mit Entrüstung auszurufen: „Mein, es ist unglücklich egoistisch von Ihrer Frau, den Besuchern Anblick an der Landstraße zu ertheilen, während Ihnen hier die Stunden lang werden!“

„Götz verließ mich vor kaum fünf Minuten“, schlug der Oberst den häßlichen Angriff ab, „und ich habe ihn zur Unterhaltung mit meiner Frau nach dem Park geschickt.“

„Ich meine nicht Götz“, unterbrach sie ihn, „Gott sei Dank bin ich nicht blind und vermag noch Wohl von der Uniform zu unterscheiden. Der Lieutenant hätte sich auch nicht mit halbem Zeide über's Gatter gehängt. Der trägt doch auch kein Spazierhütchen und trägt Figuren in den Sand. Von dem Maler spreche ich! Alia ist weg, nun fehlt ihm ein Zeitvertreib. Er wird wohl den stehenden goldenen Mantel haben durch Wohlthätigen sehen. Für eine goldschimmernde Bodenfläche sind die Leute vom Hofe zu allen Zeiten sehr empfindlich gewesen.“ Strehlens Faust ballte sich unter der Decke. Erna kam ihm unsäglich verdächtig vor, wie ein eltes Reptil, das ein schönes Gitter-

grawms beschäftigt. Sie wüßte sie auf der Konferenz zu behandelnden Fragen zu beschränken und nicht Folge unter diesen aufzunehmen, die durch munitipale Gesetze geregelt werden sollten.

* Sofia, 20. Juni. Zu Ehren des diplomatischen Agenten Serbiens, Danic, fand gestern im Palais des Prinzen Ferdinand ein Diner statt, an welchem der Prinz, sowie die Minister, mit Ausnahme Stambulows, der durch Unpäßlichkeit verhindert war, Theil nahmen. Der Prinz gab in seinem Trinksprüche der Achtung und Anerkennung der geschickten, freisinnigen und müthigen Weise Ausdrück, in welcher Danic die Bulgarien und Serbien verknüpfenden Bande zu befestigen verstanden habe. Der Prinz trank auf das Wohl Danic' und sprach den Wunsch aus, daß die göttliche Vorrichtung Serbien die Dynastie Obrenovic erhalten und das kostbare Leben des jungen Königs Alexander beschützen möge. Danic dankte und erklärte, wenn es ihm gelungen sei, seine Aufgabe zu erfüllen, so habe er dies der Unterstützung des Prinzen und seiner Regierung zu danken. Danic leerte sein Glas auf das Wohl des Prinzen.

Telegraphische Nachrichten.

München, 20. Juni. Wie die „Allgemeine Zeitung“ bemerkt, hat Sr. Majestät der Kaiser dem Ministerpräsidenten von Aush den Schwaben Ader-Orden verliehen.

Rom, 20. Juni. Ein Axtentribunal des Kardinal-Bischofs fordert die Gläubigen der Diöcese Rom auf, das Peter Paul-Fest mit die demselben vorausgehende 9-tägige Andacht als Genugthuung für die Giordano Bruno-Feyer besonders pietätvoll zu begehen.

Paris, 20. Juni. Wie in parlamentarischen Kreisen verlautet, beabsichtigt die Regierung, die Wahlen der Generalräthe auf den 28. Juli vorschlagen, wodurch ein Drittel derselben erneuert würde, und wenn die Verhältnisse günstig erdienen, die Sommerwahlen am 14. August vorzunehmen.

Warschau, 20. Juni. Die orthodoxe Kirche Rußlands feiert heute den fünfzigjährigen Geburtstag der unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. erfolgten Wiedererrichtung von ca. 2 Millionen unter griechischer Eparchie Altaiens und Polens mit dieser Kirche. Die Hauptfeier findet in Wilna statt am Grabe Joseph Sienkiewski's, welcher sich besonders um das Zustandekommen der Vereinigung verdient gemacht hat.

St. Petersburg, 19. Juni. Nach einem Telegramm der „Agence Roumaine“ reiten der König und die Königin mit dem Prinzen folger am Samstag in strengem Incognito über Wien nach Sigmaringen, um daselbst der Vermählung des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern mit der Prinzessin Maria Theresia von Bourbon beizuwohnen.

Stet, 20. Juni. Das russische Panzerkreuz „General Admiral“, an Bord der Großflotille Georg, ist heute Nachmittag nach Portsmouth in See gegangen.

Tages-Neuigkeiten.

* Der Kaiser unternahm gestern Vormittag, begleitet von dienstlichen Hülfsgelutanten, zunächst um 7^{1/2} Uhr einen Spazierritt und wohnte gelegentlich desselben einer Feldbesichtigung beim Vieh-Jularen Regiment bei. Von dort nach dem Neuen Palais zurückgekehrt konferierte der Kaiser längere Zeit mit dem Unter-Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Grafen v. Werden, arbeitete von 11 Uhr ab mit dem Minister Dr. Fehren v. Lucius und später mit dem Chef des Militärabtheilungs, General-Lieutenant und Generaladjutanten v. Sabin, und hatte am Nachmittag eine Besprechung mit dem Geheimen Rath Wiesner.

bild begeistern möchte, und doch ließ sein argwöhnliches Herz ihren Worten Gehör. Ein ködendes Wahrheit mußte ihren Aeußerungen zu Grunde liegen; ihm mit einer offbaren Alge zu kommen, wäre sie wohl zu feige gewesen. Er erwiderte ihm allerdings einiges Bedenken, daß sie es gleich darauf sehr eilig hatte nach Hause zu gehen, um so mehr, da sie den lieben guten Onkel mit boniglichen Worten beschwor, seiner Frau eine Besichtigung zu ersparen und weder ihre unbeschlüssliche Hälbheit, noch ihren Versuch zu verrathen. Er beschloß, seine Frau auf die Wahrheit des Gehörten zu prüfen und nahm sich vor, allen Verkehr mit Erna abzugeben, wenn sie ihn getäuscht hätte.

Ernore war von dem Spaziergang zurückgekehrt und trug, was sie an Weiden und Primeln gepflückt, in ihrer zusammengegrasteten Seidenchürze. Wie ein spielendes Kind überschüttete sie seine Decke mit den Frühlingsgrüßen. Der Oberst griff mit beiden Händen nach ihren schlanken, weichen Fingern und hielt sie fest. „Es machte ihm den Eindruck, als ob ein Jittern ihre Glieder durchdrücke und sie seine Berührung nur ungern litte.“ Götz war hier, begann er, „und leistete mir kurze Zeit Gesellschaft. Er wollte dich im Garten suchen. Hast Du ihn getroffen?“ Sie verneinte es und sagte, sie sei im Park jenseits des Teiches gewesen. „Eins, zwei, drei, vier —“ fing sie darauf an, halbalt ihre Blumen zu überzählen.

Es gährte in ihm: sie erwachte den Maler nicht und ihr Abblenden vom Thema war ein böses Zeichen. „Meine zwei schönsten Primeln habe ich verloren“, zürnte sie mit sich selbst, „zwei an einem Stengel, das ärgert mich die größten goldgelben.“

„Und mich ärgert's“, brauste er auf, ihre schlanken Hände plötzlich von sich schleudend, „daß Du Dein goldgelbes Haar als Fahne flattern läßt, um mißgütige Gaffer heranzulocken!“

„Ludwig“, flammte sie erschrocken, was hast Du wieder mich?“

„Es ziemt sich nicht für eine verheiratete Frau“, redete er sich immer mehr in Zorn, „das Haar fliegend zu tragen. Künftig wirst Du es von der Jungfer in einen Knoten schlängen lassen. Erna hat's auch nicht anders.“ (Fortsetzung folgt.)

